

Brigitte Haertel

Die Stunde des Nachtwinds

Protokoll einer Trauer

Patmos Verlag

Noch sehr lange nach seinem Tod sagte ich: *unsere* Wohnung. Ich schaffte es nicht, *meine* zu sagen, ja, ich konnte es nicht einmal denken. Ich schaffte es auch nicht, seine blauen, über einem Kleiderbügel an der Garderobe schaukelnden Hosenträger zu verstauen. Betrat ich die Diele, starrten sie mich traurig an, so, als wollten sie ihre Geschichte erzählen, ihre und die Geschichte des Mannes, an dessen Brust sie in den letzten Monaten seines Lebens geklebt hatten. Sie hatten seine Hosen vor dem Herunterrutschen bewahrt, als sie wegen seines erschreckenden Gewichtsverlusts immer weiter wurden.

Der Mann, dem diese Hosenträger gehörten, war mein Mann. Vor zweiundzwanzig Wochen ist er gestorben.

Seit dem 30. Mai 2021, einem helllichten Sonntag, der ihn um 16.12 Uhr ins Dunkel des Todes holte, lebe ich in einem Gemütszustand, den man Trauer nennt, in einem Land also, das niemand kennen kann, bevor er es betreten hat. Es ist ein wildes, ein stürmisches Dämmerland mit tiefen Tälern und reißenden Gewässern, manchmal eine Einöde mit schattenloser Weite, still und endlos und ausgedörrt. Ein Land, in dem innere Bilder sich aufdrängen, jeden Tag, jede Stunde, jede Minute. Bilder von glücklichen Augenblicken, Bilder der letzten Tage seines Lebens, die ich nicht hereinlassen, denen ich den Weg versperren will, weil sie zu weh tun. Auch Worte stürmen nach vorn in diesem Land, Worte der Liebe, Worte des Zorns, ungeborene Worte.

Und sie schmerzen, die Bilder und die Worte: weil sie von meinem Liebsten erzählen, der nicht mehr ist, und um den dennoch in Endlosschleife mein Geist kreist. Und dann kommt es wieder, dieses eine Wort, das schlimmste. Es schreit zwischen meinen Schläfen und in meinen Eingeweiden: Nie mehr. Niemals mehr.

14. Oktober 2021

Heute Morgen brach wieder einer der schlimmen Tage über mich herein, an dem ich es weder zum Friedhof noch sonst irgendwohin schaffte, an dem mich das Heimweh nach ihm übermannt und mir das Herz zusammengequetscht hat wie eine Ziehharmonika. An solchen Tagen bin ich froh, wenn es Abend wird. Oder, wie eine Trauerbegleiterin mir schrieb: Jeder überstandene Tag ist ein erfolgreicher Tag.

Dass der Tod mir meinen Mann weggerissen hat, fühlt sich an wie eine Amputation ohne Betäubung – eine offene Wunde.

Unvorstellbar, dass sie jemals verheilt.

»Zwischen der Welt und mir steht eine unsichtbare Wand«, schreibt der Schriftsteller Clive S. Lewis in seinem Klassiker *A GRIEF OBSERVED*, in dem er die Trauer um seine Ehefrau reflektiert.

Ich frage mich, wie all jene Milliarden Sterblichen, die einen geliebten Menschen dem Tod überlassen mussten, wie sie diesen Verlust ertragen haben, wie sie es fertiggebracht haben, nicht verrückt zu werden.

Mein Körper schmerzt, als wolle er sich auflösen.

Mein Mann war ein stiller Mensch, der lieber zuhörte, als selbst zu reden; aber nie hätte er angenommen, es sei cool, weniger zu sagen als andere Menschen. Dieses Etikett habe ich ihm angehängt, weil es mir gefiel, in

einer Runde von Vielrednern einen so aufmerksamen Mann vorweisen zu können.

Seine Ruhe hatte etwas Beschützendes.

Er hieß Günter Schneider, Günter ohne h, ein Name, der nicht viel hergibt, eher unglamourös, würde ich sagen. Dass es einmal der Name sein würde, an dem mein ganzes Sein wie an einem Seil baumeln würde, dass ich den zu diesem Namen gehörenden Menschen lieben würde wie ein anbetungswürdiges Gedicht, dass ich hätte aufheulen können wie ein angeschossener Wolf, als ich diesen Namen auf einer Todesanzeige schwarz auf weiß gedruckt sah, das alles hätte ich nie für möglich gehalten damals, als ich ihn so beiläufig traf und er sich mit diesem Namen vorstellte.

3. Mai 2021

Am Abend zuvor sind wir aus unserem Allgäuer Haus nach Düsseldorf zurückgekehrt. Morgens will er aus dem Bett steigen, wie an Tausenden Morgen vorher. Aber er schafft es nicht, fällt immer wieder zurück auf die Matratze. Ich denke mir nicht viel dabei, halte ihm meinen Arm hin, er schiebt ihn weg.

Dann setze ich Kaffee auf, wie an Tausenden Morgen vorher.

Auf dem Weg in die Küche drücke ich den Lichtschalter in der Diele, es macht tsssst, ein Kurzschluss-

geräusch, und es bleibt dunkel. Blöde Designerlampe, denke ich.

Wenig später sollte ich dieses Vorkommnis als böses Omen begreifen. Und noch später erkennen, dass es ab da keinen einzigen freudvollen Tag mehr in unserem Leben gegeben hat, dass es das war mit uns beiden, dass das Ende unserer Geschichte hier im Dunkeln seinen Anfang nahm und dass diese Geschichte viel zu kurz war.

Sie hatte ja erst vor acht Jahren begonnen, da war ich sechzig und er dreiundsiebzig Jahre alt.

Mein Mann hat es endlich aus dem Bett geschafft, er schlurft erschreckend langsam durch die Wohnung, aber ich jammere ihm etwas von der defekten Lampe vor – weil ich daran gewöhnt bin, dass er als Ingenieur alles wieder zum Laufen kriegt.

Diesmal nicht. Er winkt bloß müde ab.

Am nächsten Tag hat er einen Termin bei einem Neurologen; es besteht der Verdacht auf Parkinson, was ich, als der Arzt es ein paar Wochen zuvor in meinem Beisein vorsichtig aussprach, lachend abgetan hatte mit dem Satz: So ein Quatsch, er zittert doch gar nicht. Wie unerträglich und bescheuert muss ich ihm vorgekommen sein mit meinem vorlauten Gerede.

Mein Mann hatte geschwiegen. Er ließ mich einfach in dem Glauben, dass ich recht hatte mit meiner Einschätzung. Natürlich wusste er es besser.

Vor einiger Zeit hatte der Arzt ihm Physiotherapie verordnet: Versuchen Sie mal, das hält Sie beweglich.

Die Termine, die die in der Innenstadt gelegene Praxis uns diktierte, waren über die Woche verstreut, mal morgens um 8.10 Uhr, mal nachmittags um 16.45 Uhr. Ich fuhr ihn mit dem Auto hin, durfte bei den Übungen dabei sein.

Beim ersten Mal exerzierte die sympathische Therapeutin – *nennen Sie mich Iris* – ihm mit Schwung und kräftiger Stimme die Bewegungen vor. Ich beobachtete, wie mein Mann, um Freundlichkeit bemüht, etwas lustlos diese Übungen nachahmte, und ehe ich mich versah, waren die zwanzig Minuten vorüber, die im Institut-Jargon Physiostunde hießen. Jede Planung unseres Tages hatte sich nun diesen zwanzig Minuten unterzuordnen; hinzu kamen zwanzig Minuten für die Parkplatzsuche, mindestens. Meine Bemühungen, einen Therapeuten für Hausbesuche zu gewinnen, scheiterten.

Nach etwa zwei Wochen winkte mein Mann ab: Da gehen wir nicht mehr hin, sagte er mit diesem rührend brummigen Gesichtsausdruck, den er nur selten an den Tag legte: Dieses Gehampel bringt nichts.

Er lebte im Wir, das Ich kam ihm nur sehr selten über die Lippen.

Ich versuchte nicht, ihn umzustimmen.

4. Mai 2021

Als wir beide dem Neurologen gegenüber sitzen, einem freundlichen, relativ jungen Mann mit Hornbrille und Haarzopf, sieht er erst mich und dann meinen Mann an: Was ist passiert mit Ihnen? Hilft die Physio Ihnen nicht? Sie sind ja kaum wiederzuerkennen.

Ein Stich, der sich rot anfühlt, jagt durch meinen Körper, und ich schaue zu meinem Mann und dann zu dem Arzt, der gerade sagt: Wir müssen mal die Blutwerte kontrollieren.

Der Patient schweigt.

Nachdem sie ihm das Blut abgenommen haben, ein kurzes Wir rufen Sie in ein, zwei Tagen an.

Auf der Heimfahrt im Taxi halte ich Günters Hand, er sieht zum Fenster hinaus.

Die Stimme des Neurologen am Telefon klingt kratzig, leicht panisch. Es ist der 6. Mai, sieben Uhr morgens: Sie müssen sofort mit Ihrem Mann in internistische Behandlung. Seine Leberwerte sind um das Hundertfache erhöht. Hier in der Praxis liegt eine Krankenhausüberweisung. Schon hat er aufgelegt.

Von diesem Augenblick an hat mein Mann noch drei Wochen zu leben.

Ich weiß nicht, was schlimmer ist: der Gedanke, dass er ins Nichts gesunken ist, was ja nichts anderes heißt, als

dass er eingeschlafen ist und nicht wieder aufwacht, oder dass er irgendwo im Jenseits geistert, in einer Dimension, von der ich nichts wissen kann. Letzteres trennt ihn noch mehr von mir und macht ihn endgültig zu einem Fremden, zu einem Geheimnis. Das rätselhafte Jenseits ist ein Nichtort, etwas vollständig Abstraktes. Ihn gedanklich dort zu verorten grenzt an Wahnsinn, es bedeutet, dass er etwas Elementares erfahren hat, das kein lebender Mensch je erfährt.

Im Krankenhaus muss ich ihn den Ärzten in der Notaufnahme überlassen, sie reißen ihn mir beinahe aus dem Arm und scheuchen mich fort. Die Corona-Pandemie versperrt mir jeden weiteren Zugang. In beinahe ergebener Haltung folgt er einem Arzt, dann dreht er sich noch einmal um und lächelt. Günter, rufe ich. Und noch einmal verzweifelt: Günter. Es wird das letzte Mal sein, dass ich ihn aufrechten Ganges sehe. Dann ist er hinter einer Glastür verschwunden.

Nie mehr werde ich seinen Blick vergessen und dieses flackernde Lächeln, diese Momentaufnahme, die sich für alle Zeit in mir niederlässt.

Benommen fahre ich heim. Die Zuversicht schiebt sich vor meine Panik. Noch.

Der Heimweg führt an der Gustav-Mahler-Straße vorbei, an jenem Haus, in dem wir uns vor über acht Jahren zum ersten Mal begegnet sind. Es war der 25. Februar 2013 und es war kalt, sehr kalt. Ich hatte mir eine Wohnung angesehen, war wieder mal bereit für einen

Umzug, wie so oft in meinem Leben. Er erschien als Vermieter, da stand er im Hauseingang, verbeulte Cordhose, ein hellblaues, halb aus der Hose gerutschtes Hemd. Und sein Gesicht: Ich sah in tiefblaue Augen, die seltsam zurückgenommen lächelten, als wollten sie kein Aufhebens um sich machen. Sie verströmten die Gelassenheit der Natur, und ein völlig unbegründetes, existentielles Wissen stieg in mir auf, dass ich von jetzt an öfter in diese Augen sehen würde.

Guten Morgen, mein Name ist Günter Schneider.

Was mir sogleich an ihm auffiel, war seine Echtheit; er war ganz er selbst, ohne sich dessen bewusst zu sein; gleichzeitig hatte er etwas berührend Rätselhaftes, und ein solches Wesen ist sehr, sehr selten.

7. Mai 2021

Ich weiß nicht, wie ich die Nacht allein zu Hause verbracht habe. Er ruft mich frühmorgens an, er habe noch keinen Arzt zu Gesicht bekommen. Ich telefoniere hinter einem diensthabenden Arzt her. Natürlich, es ist Samstag, samstags wird ja niemand krank!

In meiner Mailbox finde ich die Nachricht von einem mir unbekannten Mann. Er stellt sich als Jochen Ammedingen vor und als jemand, der in einer Düsseldorfer Kirche für andere Menschen betet und Kerzen anzündet. Meine Mail-Adresse habe er aus dem katholischen Magazin, das ich verantworte.

Da ist sie, die Rettung, schnellts es durch mein Hirn.

Gott ist groß!

Als ich mich etwas beruhigt habe, wittere ich Geldmacherei und schreibe ihm zurück, was es wohl koste, wenn er für meinen Mann bete und eine Kerze für ihn zum Leuchten bringe?

Es koste nichts; er drückt seine Betroffenheit aus, und dass er es gern tue.

Zwanzig Tage später werde ich am Sterbebett meines Mannes plötzlich an den Mann denken wie an einen Heilpraktiker, der mit einer selbstgezimmernten Therapie nichts ausrichten konnte gegen die böse Krankheit.

Diesem Augenblick waren Wochen voller Schrecken vorausgegangen, intensive Krankenhaus-Untersuchungen und dann die Diagnose: unheilbares Leberkarzinom. Ein böses Wort, das die Leute gern mit Säufern in Verbindung bringen. Der medizinische Fachjargon geht so: hepatozelluläres Karzinom.

Er hatte mit leichtem Erstaunen im Blick dieser vom Chefarzt vorgetragenen Diagnose gelauscht; so stelle ich es mir jedenfalls vor, ich durfte ja nicht dabei sein, als er ihm den Tod ankündigte, durfte ihn nicht einmal besuchen.

Irgendwann, als er schon lange nicht mehr war, kam die Krankenhausrechnung, alles fein säuberlich spezifiziert unter *Leistungen und Begründung*: Dauertropfinfusion, mehr als 6 Stunden = 42,90 Euro, Intravenöse Kurznarkose = 116,22 Euro. Kontrastmitteleinb. m. Hochdruckinjektion = 40,22 Euro, Telefonat mit der Ehefrau = 10,72 Euro.

An dieses Telefonat habe ich keine Erinnerung, die Fantasiepreise auf der Rechnung habe ich mir nicht näher angesehen, bloß darüber gestaunt, was sie noch alles mit ihm angestellt haben, als längst klar war, dass der Tod seine Hand nach ihm ausgestreckt hatte: Magenspiegelung, Darmspiegelung, Bronchoskopie, MRTs schlugen kräftig zu Buche.

Heute weiß ich, dass er eine Ahnung gehabt haben muss. Drei Monate vor seinem Tod begann er, sich in seinen *Papierkram* zu vertiefen; so nannte er es, wenn ich nachfragte, wieso er bis spät in die Nacht an seinem Schreibtisch hockte. Es waren Geld-, Steuer- und Testamentsangelegenheiten, mit denen er sich herumschlug, wie ich später erfuhr.

Wochen nach seinem Tod werde ich zwei Bücher in einer seiner Schreibtischschubladen finden, gut getarnt; beide tragen denselben Titel: PARKINSON, eines den Zusatz: STÜRME IM GEHIRN.

Menschen, die es gut meinen, sagen mir: Er ist bei Gott.

Diese Behauptung lässt sich zu nichts verfestigen, zu einer Gewissheit sowieso nicht, aber für mich nicht einmal zu einer Möglichkeit. Ich will sie nicht hören.

Andere Freunde sagen: Er wird immer bei dir sein. Daran klammere ich mich eine Weile, bis mir einfällt, dass er ja nicht mehr *ist*; wie kann er dann *irgendwo sein*? Und dann höre ich noch den Hinweis: Du solltest dankbar sein für die Zeit, die ihr hattet. Ich schaffe das

nicht. Wie auch, ich weine um einen schlimmen Verlust.

Zu Hause, allein in den Räumen, halte ich an Dingen fest, die zu ihm gehörten. Seine Uhr, sein Handy, Schlüssel, Brille, Kugelschreiber – alles erscheint mir kostbar. Ich sitze an seinem Schreibtisch und starre mit leerem Blick zum Fenster hinaus; dauernd ertappe ich mich dabei, wie ich zu irgendeinem Fenster hinaussehe, so, als wäre da draußen irgendwer oder irgendwas, das mich retten kann. Ich trage seine Hemden und Pullover und bilde mir ein, ihn einatmen zu können, ich schlafe in dem Teil des Bettes, in dem er früher schlief – wenn ich denn schlafe.

Ich höre, wie ich mir eine Kondolenzkarte laut vorlese mit einem vierblättrigen, selbstaugeschnittenen Kleeblatt drauf. Sie ist von Coco, einer entfernten Freundin, die rührend esoterisch unterwegs ist und meinen Liebsten schon als Kind kannte, als ihr Vater mit ihm an der RWTH in Aachen forschte. Unter dem Kleeblatt steht: Ein Bild für das Glück eurer gemeinsamen Jahre & ein Talisman für deinen weiteren Weg, nur ohne ihn. Das *ihn* hat sie durchgestrichen und *Günter* hingeschrieben.

Es ist gut gemeint, aber wie so häufig das Gegenteil von dem, was helfen könnte.

Mein Inneres schmerzt. Ich fange sofort zu weinen an, zittere, kriege mein rechtes Bein kaum unter Kontrolle.

Hesse fällt mir ein mit seinem Satz vom Anfang, dem ein Zauber innewohnt – in meinem Fall ist es eher ein böser Zauber, der jetzt beginnt, ein drohendes Ungeheuer, das mich mit einem krummen Finger auf eine vor mir liegende, endlose Leere lockt. Eine Leere ohne ihn, ohne Liebe.

Wer liebt, ist dieser Leere niemals ausgeliefert, wer liebt, erfährt die Fülle, selbst dann, wenn gelegentlich Streit und Frustrationen den Alltag verdunkeln, das weiß ich jetzt.

Ich arbeite mich durch die Beileidsbekundungen und bleibe an einer schlichten Karte hängen. Sie ist von unseren Allgäuer Nachbarn: Günter ist nicht von, sondern vor uns gegangen.

Es ist nur ein Buchstabe, aber dieser eine Buchstabe gibt mir mehr Trost als alle Kondolenzbriefe zusammen. Ach, was sage ich, es gibt keinen Trost, nur Beistand.

1. Juli 2021

Zum ersten Mal nach dem Tod meines Mannes habe ich mich mit einem Kollegen und Freund zum Mittagessen verabredet und bin überrascht, dass ich über zwei Stunden mit ihm sprechen und auch mal lachen kann. Ansonsten meide ich Treffen mit Freunden, außer den Kindern kann ich niemanden um mich ertragen. Ich stehe zu fremd in der Welt, und der Mann, der mich viele Jahre durchs Leben begleitet hat, ist zur Erinnerung geronnen.

Es gibt Augenblicke, da empfinde ich Scham über meinen großen Kummer und ordne ihn dem Selbstmitleid zu. Viele Menschen sind über dergleichen schon hinweggekommen, sage ich mir. In Millionen Häusern wütet jeden Tag die Trauer, weil ein geliebter Mensch gestorben ist. Ich fürchte, dass ich den Schmerz ein bisschen liebgewonnen habe: weil ich mich dann intensiv spüre, was ich als weniger grauenhaft empfinde als die dumpfe Gefühllosigkeit.

30. Mai 2021, 16.12 Uhr

Gerade hat er das letzte Mal geatmet, nachdem sein Atem Minuten vorher leiser geworden war. Ich sitze auf seinem Bett, nehme seine auf dem Laken ruhende Hand und sehe die Stille in seinem Gesicht. Das Sterben und selbst der Tod haben es nicht verändert.

In mir ist auch alles still. Die Banalität des Todes und das gleichzeitig Unerhörte des letzten Atemzuges – eine Heimsuchung, die sich für immer in meine Seele schreibt, unbittlich meinen Blick auf das Leben bestimmt. Und doch ist Friede um uns herum in diesen Minuten. All die furchterregenden Zuschreibungen wie *Gevatter Tod* oder *Sensenmann* greifen hier nicht, der Tod kommt als natürlicher Begleiter, der seit dem Augenblick unserer Zeugung in uns allen wohnt.

Er liegt in einem schön gestalteten Raum im Hospiz, in das wir ihn vier Tage zuvor auf dringenden Rat des Palliativmediziners gebracht hatten. Auch mein Mann

war sofort einverstanden, er hatte heftig genickt. Der schlimmste Augenblick schlug zu, als sie ihn aus dem Haus trugen und ich wusste, er kommt nie mehr zurück. Völlig verstört rannte ich zu meinem Auto und raste dem Krankenwagen hinterher.

Bis zuletzt verlasse ich den Hospizraum nur noch selten; ich finde nur Ruhe, wenn ich bei ihm bin. Deswegen darf ich hier übernachten, ihm mit Zärtlichkeiten beistehen und schlaflos seinen Atemzügen lauschen.

Bis vor ein paar Minuten.

Dieses *nie mehr* bohrt sich erneut in meinen Kopf, es drängt nach vorn und findet immer neue Nahrung.

Mechanisch greife ich zu meinem Smartphone und schreibe eine WhatsApp an seine beiden Töchter, die für ein paar Minuten an die frische Luft gegangen sind. Sie haben sich, wie auch meine Tochter, in den letzten Tagen häufig bei ihm aufgehalten und sich gekümmert. Beide sind Amerikanerinnen.

Papi just passed away, tippe ich in das Gerät.

Es sind diese Worte, die seinen Tod besiegeln. Theoretisch könnte noch Leben in ihm sein. Aber diese vier Worte verhindern es.

Worte schaffen Wahrheiten.

Wenig später kommen die Töchter zurück. Wir haben uns in den vergangenen Jahren nur ein paar Mal gesehen. Vor Tagen waren sie zeitversetzt angereist. Dorit aus den USA mit ihrer achtzehnjährigen Tochter Alberta, die Jüngere, Silke, aus London. Silke hatte in unserer

Wohnung geschlafen, Dorit im nahegelegenen Hotel. Er hatte sie noch erkannt und kurz mit ihnen gesprochen, aber aufheitern konnten sie ihn nicht mehr, auch nicht mit ihrer amerikanischen Munterkeit, die über das Leid hinwegzuhüpfen versuchte.

Ihr Vater war 1968, frisch verheiratet mit ihrer Mutter Renate, als Diplom-Ingenieur von Düsseldorf aus in die USA gegangen und einem Ruf zum MIT, dem Massachusetts Institute of Technology in Boston, gefolgt, der renommiertesten technischen Universität der Welt. Dort baute das junge Paar sich ein Leben auf, bekam zwei Kinder und blieb beinahe zwanzig Jahre dort.

23. Mai 2021

Heute sind diese beiden erwachsenen Kinder nach Düsseldorf gekommen, um sich von ihrem Vater zu verabschieden. Er ist schon sehr hilflos, allein aufstehen kann er nicht mehr. Wir sitzen alle um ihn herum, er liegt auf einer Wohnzimmercouch, gleich neben dem Fenster, unter dem die Fliederbüsche süßlichen Duft versprühen.

Zweimal täglich kommt der Palliativarzt, er hat Morphine und Beruhigungsmittel dabei. Minutiös erklärt er mir die Dosierung, dann fragt er den Patienten, wie es ihm geht – ohne dass er eine Antwort erwartet. Leider redet der Mann sehr viel von den vielen Möglichkeiten, die heute zur Verfügung stehen in der Palliativmedizin. Und dann sagt er den Satz, der mich elektrisiert: Wir

sind noch längst nicht am Ende, wir haben noch Pfeile im Köcher.

Pfeile, das klingt nach Krieg, Krieg gegen diesen verfluchten Krebs, und einen Krieg kann man verlieren, keine Frage. Aber auch gewinnen. Mich durchströmt Leichtigkeit wie seit Tagen nicht mehr.

Da ist sie wieder, die Hoffnung, die nicht totzukriegen ist, die angeblich zuletzt stirbt.

Der Arzt verabschiedet sich, bittet meine Tochter (warum gerade sie?), mit ihm kurz ans Auto zu kommen, er habe noch ein Medikament vergessen. Als Stephanie wenig später zurück ist, eile ich zu ihr. Ich möchte die Leichtigkeit mit ihr teilen. Ihre traurigen Augen machen jede Hoffnung zunichte. Sie schüttelt den Kopf: Er hat gesagt, es dauert nicht mehr lange. Er sieht es an Günters gelbem Gesicht. Mit voller Wucht trifft meine Wut diesen Arzt, diesen Lügner. Warum erzählt er meinem armen Mann und uns solchen Schwachsinn? Wieso spricht jemand von Pfeilen im Köcher, wenn es gar keine gibt?

Augenblicklich falle ich zurück in einen Zustand der Agonie, funktioniere aber weiter wie eine Maschine.

30. Mai 2021

Dorit und Silke küssen ihren toten Vater auf die Stirn, eine brennende Kerze steht auf dem Tisch neben seinem Bett, keine Ahnung, wann und wie sie dort hinkam. Ein Pfleger betritt leise den Raum, fragt flüsternd,

ob wir etwas brauchen. Wir flüstern zurück und verneinen.

1986 erhielt mein Mann den Auftrag, das deutsche Werk der amerikanischen Firma Digital Equipment im allgäuischen Kaufbeuren mit aufzubauen. So kehrten seine Frau und er zurück in ihr Heimatland. Nur die beiden Töchter zeigten an Deutschland keinerlei Interesse, sie waren damals sechzehn und siebzehn Jahre alt. Nach wenigen Monaten flohen sie enttäuscht zurück an die Ostküste, wo sie ihr Studium aufnahmen. Für Eltern und Kinder begann ein Dauerreisen zwischen München und Boston, Weihnachten feierten sie im Allgäu vereint.

Günter ist ein Kind der Ostsee. Das Gespenstische seiner Kindheit, als die Familie aus dem brennenden Danzig fliehen musste, hat ihn als älteren Mann eingeholt. Meist in seinen Träumen. Nur, wenn er nach seiner Herkunft gefragt wurde, berichtete er von dem Schrecken dieser Zeit. Und seine Stimme zitterte dabei ganz leicht. Zwei Dinge durfte die Mutter 1946 aus dem Einfamilienhaus mitnehmen, als die Polen sie rausjagten. Sie wählte einen Kochlöffel und eine Bibel; beides schleppte der siebenjährige Günter auf der Flucht in einem Rucksack gen Westen. Diese fünf Kilogramm schwere STUTTGARTER JUBILÄUMSBIBEL aus dem Jahr 1928, eine Last für ein kleines Kind, die womöglich noch lange auf seiner Seele lag, hatte der Vater der Mutter zur Hochzeit geschenkt.

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Alle Rechte vorbehalten

© 2024 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern

www.verlagsgruppe-patmos.de

Umschlaggestaltung: Claudia Ott

Umschlagabbildung: Shutterstock / Sar14ev

Satz: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1508-2